

III.

Winckelmann und Sachsen.

Von

HUBERT ERMISCH.

Am 9. Dezember vorigen Jahres waren 200 Jahre verflossen, seit Johann Joachim Winckelmann, der Sohn eines armen Schuhflickers, in dem altmärkischen Städtchen Stendal das Licht der Welt erblickte.

Wenn trotz aller Kämpfe, Siege und Sorgen auch in unserer ernsten Zeit dieser Tag nicht vergessen, sondern in allen deutschen Landen des Vaters der neueren Archäologie und Kunstgeschichte gedacht wurde, so ist dies ein beredtes Zeugnis für die dauernde Bedeutung von Winckelmanns Schaffen. Für seine weit über Deutschlands Grenzen hinaus fruchtbare Wirksamkeit aber bildeten die sieben Jahre, die er in Sachsen, nahe bei Dresden und in Dresden selbst, verlebte, eine so wichtige Vorbereitungszeit, daß der Gedanke einer Gedächtnisfeier gerade hier besonders nahe lag. Eine solche wurde am 8. Dezember vorigen Jahres durch die Generaldirektion der Kgl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft veranstaltet; sie fand im Festsale der Technischen Hochschule in Gegenwart Seiner Majestät des Königs Friedrich August und des Prinzen und der Prinzessin Johann Georg statt. Der Verfasser dieser Zeilen und Prof. Dr. Herrmann als derzeitige Direktoren der Kgl. Landesbibliothek und der Kgl. Skulpturensammlung, der beiden Anstalten, denen Winckelmann besonders reiche Anregung und Förderung verdankte, hatten die Festvorträge übernommen. Der erste dieser Vorträge erscheint hier in veränderter und erweiterter Form, damit auch in unserer Zeitschrift eines der Größten im Reiche

der deutschen Wissenschaft und der Bedeutung gedacht werden möchte, die Sachsen für ihn gewonnen hat. Ich habe den Aufsatz betitelt: Winckelmann und Sachsen; man könnte ihn auch nennen: Winckelmanns Werden.

Ein Tasten und Suchen war es, dieses Werden eines Mannes, der von klein auf die dunkle Ahnung in sich trug, zu einem der großen Lehrer der Menschheit berufen zu sein, ein mühevolleres Ringen mit den schwierigsten äußeren Verhältnissen. Winckelmann hat das Glück gehabt, einen Biographen zu finden, wie ihn vielleicht kein anderer unter den deutschen Gelehrten gefunden hat: Carl Justus Werk „Winckelmann und seine Zeitgenossen“¹⁾ macht uns die Lösung unserer Aufgabe zugleich leicht und schwer; es gleicht einem Bergwerk, dessen Halden für die Arbeit des Auskleinens wenig übrig lassen. So wollen wir denn nur in kurzen Zügen die Jugendzeit unseres Helden behandeln, um dann vor allem an der Hand seines reichen und köstlichen Briefwechsels²⁾ seine sächsischen Jahre zu schildern und die Eindrücke, die sie in ihm hinterlassen haben.

Aus den ärmlichen Verhältnissen des Elternhauses den Weg zu einer höheren Bildung für Welt und Wissenschaft zu finden, dazu bedurfte es einer eisernen Willenskraft. Winckelmanns Vater gedachte ihn für sein Handwerk zu erziehen; aber unser Johann Joachim wußte seine Aufnahme in die Lateinschule seiner Heimatstadt durchzusetzen. Wenn den Eltern dabei als Ziel ein theologisches Studium des Sohnes vorschwebte, die einzige akademische Laufbahn, die damals Unbemittelten offen zu stehen schien, so kannten sie doch recht wenig sein innerstes Wesen; nicht mit Unrecht hat Goethe Winckelmann einen „gründlich geborenen Heiden“ genannt. Der Grundzug dieses Wesens war das Streben nach dem Schönen; als der Weg dahin erschien ihm schon früh das klassische Altertum, und zwar nicht das lateinische, auf das sich die Stendaler Schule beschränkte, sondern die griechische Literatur. Um sich mit ihr vertraut zu machen, wanderte der 17jährige Primaner nach Berlin und dann nach Salzwedel,

¹⁾ 2. Aufl. 3 Bde. Leipzig 1898.

²⁾ Winckelmanns Briefe hrsg. von Friedrich Förster. 3 Bde. Berlin 1824 f. (= Winckelmanns Werke hrsg. von Carl Ludwig Fernow, fortgesetzt von H. Meyer und J. Schulze. Bd. 9—11). Wir führen nach dieser Sammlung trotz ihrer Mängel an; von anderen Sammlungen (s. Allgem. Deutsche Biographie XLIII, 362) die von Hugo Blümner, Winckelmanns Briefe an seine Züricher Freunde. Freiburg i. Br. und Tübingen 1882.

wo er sprachkundige Lehrer und die notwendigsten Hilfsmittel fand. Recht bezeichnend für ihn ist es, daß er im Februar 1738 zu Fuß nach Hamburg zog, um trotz seiner geringen Mittel aus der Versteigerung der Bibliothek des gelehrten Joh. Albert Fabricius gute Ausgaben griechischer und römischer Klassiker zu erwerben. Im April 1738 wurde er in die Matrikel der Universität Halle als Studierender der Theologie eingetragen. Aber gerade Halle war vielleicht am wenigsten geeignet, ihn innerlich für dieses Studium zu erwärmen. Der Pietismus, der im Kampfe gegen die Orthodoxie in den ersten Jahren der Hochschule der theologischen Fakultät ihren Charakter gegeben, war im Erlöschen; auf seinen Trümmern erhob sich mählich der Rationalismus, der dann dem religiösen Leben des 18. Jahrhunderts seinen Stempel aufdrücken sollte. So wandte sich Winckelmann von seinem Fachstudium mehr und mehr ab; nur für die orientalische Philologie und die biblische Altertumskunde behielt er auch später noch Interesse. Auch die Wolfsche Philosophie, das damalige Modestudium in Halle, vermochte ihn nicht zu fesseln. Gern hörte er nur die Vorlesungen Alexander Gottlieb Baumgartens, des Vaters der Ästhetik, und Joh. Heinrich Schulzes, des vielseitigen Vertreters der klassischen Philologie und Altertumskunde.

Kurz nach seiner Immatrikulation hat Winckelmann seinen ersten Besuch in Dresden gemacht, veranlaßt wahrscheinlich durch die Festlichkeiten, die im Mai 1738 gelegentlich der Vermählung der Tochter König Augusts III. Maria Amalia mit König Karl III. von Spanien stattfanden. Wir wissen wenig von diesem Ausflug; bezeichnend ist es, daß er selbst nur den Besuch der kurfürstlichen Bibliothek berichtet¹⁾. Auch dem Superintendenten Valentin Ernst Löscher machte er damals, ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben, seine Aufwartung. Hatte er von ihm etwa eine Förderung seiner theologischen Laufbahn gehofft, so sah er sich getäuscht; Löscher, noch ein Vertreter der alten Orthodoxie, fand an dem jungen Manne, dessen Ehrlichkeit es ihm unmöglich machte, ein anderes als sein wirkliches Gesicht zu zeigen, kein sonderliches Gefallen.

Zu den Wissenschaften, denen sich Winckelmann in Halle mit Eifer, aber ziemlich planlos widmete, gehörten auch die Fächer, für die damals Halle als die erste deutsche Universität galt: die Reichsgeschichte und in enger Verbindung da-

¹⁾ W. an Graf Büнау 10. Juli 1748. Förster I, 16.

mit das Staatsrecht. Dem bedeutendsten Vertreter dieser Fächer, dem greisen Kanzler Johann Peter v. Ludewig, trat er auch persönlich nahe; Ludewig beauftragte ihn mit der Ordnung seiner bedeutenden Bibliothek, wozu Winckelmann einigermaßen vorbereitet war, da er schon als Schüler in Stendal die kleine Schulbibliothek verwaltet und auch in Berlin sich viel mit Bibliotheken beschäftigt hatte. Er selbst hat diese Ordnungsarbeit später als eine verlorene Zeit betrachtet; aber sie war es doch nicht, sondern sowohl sie als die Geschichtsstudien haben ihm den Weg für seine spätere Laufbahn geöffnet.

Kümmertlich hatte sich Winckelmann durch die zwei Jahre seines Haller Studiums durchgeschlagen; durch Hauslehrerstellen und Privatstunden mußte er die Mittel für weitere Ausbildung zu gewinnen suchen, fand aber eben deswegen auch in Jena, wohin er sich von Halle aus wandte, wenig Zeit zur eigenen Fortbildung. Einen Nutzen gewährte ihm aber doch seine Tätigkeit als Hauslehrer: er lernte die Notwendigkeit der Kenntnis neuerer Sprachen und Literaturen kennen.

Dann folgten die fünf Jahre seines Wirkens als karg bezahlter Konrektor an der Stadtschule des Städtchens Seehausen, die er später als die trübste Zeit seines Lebens ansah. Weder mit den Schülern noch mit seinen Vorgesetzten vermochte er sich zu stellen; weder der Elementarunterricht, auf den er sich beschränkt sah, noch Verkehr mit Gebildeten vermochten ihm Anregung zu geben; nur in rastlosen, aber zersplitterten Studien suchte er Trost. Vergeblich bewarb er sich um Lehrstellungen an der berühmten Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, am Collegium Carolinum in Braunschweig, an der Stadtschule in Salzwedel. Da brachte endlich das Jahr 1748 dem 32jährigen die entscheidende Wendung seines Schicksals, indem es ihn nach Sachsen führte.

Unter den Privatbibliotheken jener Zeit genoß die des als Staatsmann und als Geschichtsforscher gleich angesehenen Grafen Heinrich von Büнау auf Nöthnitz bei Dresden einen weiten Ruf sowohl wegen ihrer Reichhaltigkeit als wegen der Zuvorkommenheit, mit der sie ihr Besitzer, im Gegensatze zu der nur beschränkt benutzbaren kurfürstlichen Bibliothek, allen Forschern zugänglich machte. Ein junger Gelehrter, namens Cleinow, der sich um eine Anstellung an dieser Bibliothek beworben, aber auf den Wunsch seines Vaters den Plan aufgegeben hatte, machte Winckelmann, mit dem er durch Zufall bekannt geworden war, darauf aufmerksam, und dieser

wandte sich in einem Briefe von rührender Offenheit an den Grafen mit der Bitte, in seinen Dienst treten zu dürfen. Er bekennt sich darin als einen Mann, der nichts sehnlicher wünscht, als sich ganz der Wissenschaft zu widmen, wozu weder seine jetzige Stellung noch ein geistliches Amt Gelegenheit gebe, bittet um einen Winkel in seiner Bibliothek, um die Erlaubnis, ihm bei der Fortsetzung seines großen Werkes Hilfe zu leisten¹⁾. Büнау, der in seiner Bibliothek bereits zwei Beamte mit einem Jahresgehalt von 80 bzw. 50 Talern neben freier Verpflegung und Wohnung beschäftigte, aber einen dritten zur Unterstützung bei der Bearbeitung der Reichsgeschichte wünschte, erbat sich zunächst Auskunft über seinen Bildungsgang²⁾ und gab Winckelmann dadurch Gelegenheit, ausführlich über seine vielseitigen Studien zu berichten³⁾. Nunmehr nahm der Graf sein Anerbieten — zunächst probeweise auf ein Jahr — an und lud ihn ein, Anfang September zur persönlichen Vorstellung nach Nöthnitz zu kommen⁴⁾.

So siedelte denn Winckelmann nach einem achttägigen Aufenthalt bei Baumgarten in Halle am 18. September 1748 nach Nöthnitz über, wo ihm ein bescheidenes Zimmer im Dachgeschoß des Schlosses angewiesen wurde; es ist einem Umbau zum Opfer gefallen, den der spätere Besitzer, Freiherr von Finck, in den Jahren 1872/73 vornehmen ließ. Hier hat er sechs Jahre zugebracht, an die er trotz der bescheidenen Bedingungen, unter denen er angestellt wurde, und trotz der großen Arbeitslast, die sein selbst rastlos tätiger Herr ihm aufbürdete, doch stets mit Dankbarkeit zurückdachte.

Wie über die ganze Jugendzeit Winckelmanns, so fließen gerade über die Jahre 1748—1756 die Quellen nur sparsam. Die wichtigen Briefe, die neuerdings in der Sammlung Kippenberg zu Leipzig aufgefunden worden sind⁵⁾, vielleicht auch die Briefe an Bianconi, die Prof. Dr. Emil Jacobs zu veröffentlichen gedenkt, lassen auf neue Aufschlüsse hoffen; leider mußte ich auf ihre Benutzung verzichten, wenn sich das Erscheinen dieses Aufsatzes nicht allzusehr verzögern sollte.

1) 16. Juni 1748. Förster I, 9 ff.

2) 1. Juli 1748. Ebd. III, 402 f.

3) 10. Juli 1748. Ebd. I, 12 ff.

4) 20. Juli 1748. Ebd. III, 403 f.

5) Vergl. Uhde-Bernays, Herm., Zur Feier Johann Joachim Winckelmanns, in der Ztschr. f. bildende Kunst Jg. 53 (1917/18). N.F. XXIX. Heft 2/3. S. 25 ff.

Graf Bünau hatte in jungen Jahren im kursächsischen Staatsdienst eine glänzende Laufbahn zurückgelegt, bis dieser der Sturz seines Verwandten, des Ministers von Hoym, ein Ende machte; er war dann einige Jahre in bayrischen Diensten tätig gewesen und hatte sich nach dem Scheitern König Karls VII. 1745 ins Privatleben zurückgezogen, um sich ganz der Fortsetzung seines Lebenswerkes, der Teutschen Reichshistorie, zu widmen, von der damals schon vier Bände veröffentlicht waren. Ausgerüstet mit einer umfassenden Literatur- und Quellenkenntnis pflegte er nicht nach Auszügen, sondern aus der Erinnerung an die Quellenlektüre seine Niederschriften zu machen und sie dann seinen Gehilfen zu übergeben, die die Texte zu vergleichen, die Belege zu vervollständigen, Auszüge aus Urkunden beizufügen hatten¹⁾. Dies ward zunächst Winckelmanns Aufgabe; namentlich an den Abschnitten über die sächsischen Kaiser Otto II., Otto III. und Heinrich II. und an einer Neubearbeitung der Zeit des Frankenkönigs Chlodwig hatte er bedeutenden Anteil. Wie sorgfältig und sachkundig er dabei verfuhr, beweisen 16 Foliobände der Landesbibliothek zu Dresden und 3 Bände der Bibliothek des Herrn Sahrer von Sahr auf Dahlen, die Vorarbeiten zur Fortsetzung des Werkes enthalten. Die letzte Hand an die Arbeit, die sich hauptsächlich auf Stilisierung, Korrektur, Hinzufügung der Überschriften und wohl auch einzelner Belege erstreckte, legte erst nach Winckelmanns Fortgang sein Nachfolger, der Theologe Joh. Friedr. Burscher, der von 1755 bis 1764 als Privatsekretär im Dienste des Grafen Bünau und nach dessen Tode seiner Witwe stand und dann als Professor der Theologie eine Zierde der Universität Leipzig wurde. Leider ist keiner dieser Bände später veröffentlicht worden; der Siebenjährige Krieg und dann Bünaus Tod im Jahre 1762 haben es verhindert. So ist auch Winckelmanns Arbeit an diesem Werke, die ihm nach seinem Geständnis anfangs blutsauer geworden ist²⁾, unmittelbar für die Wissenschaft fruchtlos geblieben; er klagt wohl einmal: „In Sachsen schrieb ich den ganzen Tag alte Urkunden und Chroniken aus und las Leben der Heiligen und des Nachts den Sophokles und dessen Gesellen“³⁾, ein anderes Mal: er habe noch nichts von Lessing gelesen, weil vor seiner Abreise aus Deutschland „mein Gehirn mit alten Fränkischen Chroniken und mit

¹⁾ Vgl. Schurig, Max, Die Geschichtsschreibung des Grafen Heinrich von Bünau. Leipzig In.-Diss. Naumburg a. S. 1910.

²⁾ W. an Dr. Uden 29. März 1753. Förster I, 61.

³⁾ W. an Heinrich Füeßli 22. September 1764. Förster II, 310.

Leben der Heiligen und dergleichen angefüllt war¹⁾. Aber er hat sich doch wohl selbst getäuscht, wenn er den Einfluß seiner Nöthnitzer Studien auf seine spätere Tätigkeit gering einschätzte. Die Arbeiten an der Reichsgeschichte und andere geschichtliche Untersuchungen, mit denen ihn der Graf gelegentlich beauftragte, wie die über die ältere Geschichte der Schweizerischen Stadt Biel²⁾, waren eine treffliche Schule historischer Methode; sie bildeten in Verbindung mit dem Studium der neueren, besonders der französischen und englischen Literatur, eines Bolingbroke, Voltaire, Montesquieu und namentlich derjenigen Schriftsteller, die mit der Antike in nahen Beziehungen standen, wie Montaigne und Shaftesbury, für seine späteren archäologisch-historischen Werke die unentbehrliche Grundlage.

Die Hilfsmittel zu so vielseitigen Studien bot Winckelmann die reiche Bibliothek, die ihm in Nöthnitz zur Verfügung stand. Die Sammlung von Privatbibliotheken war in Sachsen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts Mode geworden; man folgte dem Beispiele Augusts des Starken, der nicht mit Unrecht als der Neustifter der kurfürstlichen Bibliothek in Dresden bezeichnet worden ist. Die bedeutendsten dieser Privatbibliotheken waren die des Grafen Büнау und des Grafen Brühl; beide sind nach dem Tode ihrer Besitzer für die kurfürstliche Bibliothek erworben worden — Bünaus Bibliothek zählte damals 42000, die Brühlsche über 70000 Bände —, eine Erwerbung, die der jetzigen Landesbibliothek mit einem Schlage einen Platz unter den ersten deutschen Bibliotheken sicherte, den sie noch heute behauptet. Die Anfänge der Bünauschen Bibliothek stehen in engem Zusammenhange mit seiner Reichsgeschichte; aber bei der vielseitigen Bildung des Grafen konnte es nicht ausbleiben, daß die Anschaffungen sich auch auf viele andere Gebiete des Wissens erstreckten, namentlich auf die altklassische Literatur und die allgemeine Literaturgeschichte. Schon während Bünaus sächsischer Dienstzeit füllte sie sechs Zimmer in seinem Hause auf der Kleinen Brüdergasse, dem jetzigen Heim der Gehestiftung und des Vereins für Erdkunde (Nr. 21). 1740, als Büнау in den bayrischen Staatsdienst eintrat, siedelte die Bibliothek nach Nöthnitz über, wo nach Justis Angabe³⁾ zwei übereinandergelegene, durch eine Treppe verbundene Säle für sie eingerichtet

¹⁾ W. an Walther 16. August 1766. Förster III, 62.

²⁾ W. an Büнау 22. Januar 1754. Ebd. I, 71 ff.

³⁾ Justi I, 191. W. an Uden 13. Januar 1750: „die beiden sehr geräumlichen Salons“. Förster I, 20.

wurden. Bei dem oben erwähnten Umbau des Schlosses wurde der eine dieser Säle (im ersten Stockwerke) erhalten; er dient noch heute als Bibliotheksraum, ist aber wesentlich verkleinert, und die alte Einrichtung ist, abgesehen von den Deckengemälden, verschwunden. Die Lage des zweiten Saales ist nicht mehr genau festzustellen. Im übrigen ist damals die Inneneinrichtung des ersten Stockwerks im wesentlichen beibehalten worden; einige Deckengemälde, Supraporten und Bildnisse, darunter ein schönes Porträt des Grafen, gemalt 1742 von Louis de Silvestre, und die prächtigen Ledertapeten im Speisesaale erinnern an die Bünausche Zeit, eine an der Außenmauer angebrachte Gedenktafel an den Aufenthalt Winckelmanns. — Gleichzeitig mit ihrer Verlegung in das Schloß Nöthnitz erhielt die Bibliothek in Joh. Michael Francke einen Bibliothekar, der noch heute zu den bedeutendsten Vertretern seines Faches gezählt wird; er wurde später an die Spitze der kurfürstlichen Bibliothek berufen, und der Plan, nach dem er diese neu ordnete, das sogenannte Franckesche System, hat sich so gut bewährt, daß er bis heute maßgebend geblieben und mehrfach nachgeahmt worden ist. Francke vor allem ist nächst dem Grafen selbst auch der treffliche gedruckte Katalog der Bibliothek zu verdanken, eine Musterleistung, die freilich ebenso wie die Reichshistorie unvollendet geblieben ist; der Siebenjährige Krieg hat auch seine Fortsetzung vereitelt. An diesem Kataloge mitzuwirken, wurde die zweite Aufgabe, die der Graf unserem Winckelmann stellte; ihm fiel die Bearbeitung eines der wichtigsten Teile zu, des Katalogs der deutschen Geschichtschreiber — allein die Schriftsteller der sächsischen Geschichte füllten 80 Lagen des Manuskripts¹⁾ —, ferner eines Katalogs des jus publicum und der italienischen Geschichte. Den letzteren hatte er ohne Vorwissen des Grafen begonnen; „der Herr Graf muß dieses eben nicht wissen; je mehr man macht, je mehr man machen soll“²⁾. Leider sind gerade diese Teile nicht gedruckt worden, und auch die Handschriften sind bis jetzt verschollen; wir dürfen aber aus der warmen Anerkennung, die der Graf seiner Arbeit wiederholt zollte, und aus dem Eifer, mit dem er sich ihr bis zu seinem Abschied aus Dresden unterzog, den Schluß ziehen, daß er auch hier vorzügliches geleistet hat. Auch diese Arbeit, die ihn zu einem

¹⁾ W. an Berendis 6. Januar 1753. Förster I, 45. 29. Januar 1753. Ebd. 51f.

²⁾ W. an Berendis 6. Juli 1754. Förster I, 76.

der besten Bücherkenner seiner Zeit werden ließ, war für seine Zukunft von Bedeutung. Bibliothekar ist er sein Leben lang geblieben: als solcher trat er später in Rom in den Dienst der Kardinäle Passionei, Archinto und Albani und erwarb ihre Freundschaft; der letztere benutzte seine Stellung als Bibliothecarius sanctae Romanae ecclesiae, um ihm einen Posten an der Vatikanischen Bibliothek zu verschaffen. Freilich gehörte Winckelmann niemals zu den Bibliothekaren, die nur die äußeren Eigenschaften des Buches und seine bibliotheksgerechte Behandlung fesselten, sondern er wußte aus den reichen Hainen, zu deren Hüter er erkoren war, auch Blüten und Früchte zu sammeln, und dazu fand er in Italien mehr Zeit und Gelegenheit als in Deutschland. „Ich habe eine der größten Bibliotheken in Italien allein unter den Händen, ohne in derselben zu arbeiten, nur sie zu gebrauchen“, so schreibt er einmal über die Albanische Bibliothek¹⁾. Und wenn er gelegentlich die Katalogisierung der Bibliothek des Kardinal Archinto als eine seiner unwürdige Arbeit bezeichnet, so fügt er doch gleich hinzu, daß diese Arbeit keine Pflicht sei; denn er genieße weiter nichts als den Gebrauch und Wohnung in derselben Bibliothek²⁾. Und über die ihm an der Vaticana zugedachte Bearbeitung eines Registers über die deutschen Manuskripte der Heidelberger Bibliothek schreibt er an seinen Schweizer Freund Usteri: „Was deucht Sie zu solcher Hand-Arbeit? Unterdessen giebt es hier keine Zwangsdienste wie in dem Lande wovon ich oben redete [Preußen]. Man arbeitet so viel man Lust hat; nur daß man in den gehörigen Stunden erscheinet“³⁾. Das sind freilich Anschauungen, die man heute, wo es einen selbständigen bibliothekarischen Beruf gibt, nicht mehr teilt; allein noch ist es nicht zu lange her, daß man auch bei uns die Stellung der Bibliothekare gern als Sinekuren ansah und behandelte, ja hier und da begegnet man noch heute dieser Anschauung, die ebenso falsch ist, als das Wort eines berühmten amerikanischen Bibliotheksleiters: „Verloren ist jeder Bibliothekar, der liest“. — Immerhin war es für Winckelmann von Wert, daß er in Nöthnitz auch die Technik der Bibliotheksverwaltung gründlich kennen lernte und seine bibliographischen Kenntnisse bedeutend erweiterte.

¹⁾ W. an Walther 8. Dezember 1759. Förster I, 407.

²⁾ W. an Stosch 15. Juni 1758; an Kasp. Füesli 27. Juli 1758. Förster I, 282. 286 f.

³⁾ W. an Usteri 17. Januar 1763. Blümner S. 89 f.

Auf die Dauer konnte ihn doch seine Nöthnitzer Tätigkeit, die ihm für seine lieben Griechen nur wenige nächtliche Stunden übrig ließ¹⁾, nicht befriedigen. Wohl fand er hier im Gegensatz zur „Knechtschaft“ in Seehausen Ruhe und Freiheit. Er genoß die Hochschätzung des Grafen²⁾, der sich seit 1745 oft in Nöthnitz aufhielt, bis sein Eintritt in den weimarischen Staatsdienst, in dem er, zuletzt als Premierminister des Herzogs Constantin, von 1752 bis 1759 stand, seine Übersiedlung nach Weimar veranlaßte. In seinem Zimmer in Nöthnitz hatte Winckelmann meist seinen Arbeitsplatz; auch nach Dahlen, dem anderen Gute des Grafen, mußte er ihn bisweilen begleiten³⁾. „Kein Freund hat seinen Freund lieber, als mein Herr mich gehabt hat. Seine Begriffe von mir sind größer, als es wahr ist. Alles mein Bezeigen, alle meine Arbeit, war, ohngeachtet aller meiner wenigen Behutsamkeit, wohl gethan. Die Freiheit, welche ich hier genossen, finde ich an keinem andern Orte wieder“⁴⁾. So schreibt er 1753 von Nöthnitz aus; und bis an sein Lebensende hat er dem Grafen ein dankbares Andenken bewahrt. Aber so sehr sich der Graf durch unbefleckte Ehrenhaftigkeit, strenges Pflichtbewußtsein und reiches geistiges Streben und Schaffen von den meisten seiner damaligen Standesgenossen unterschied, so ließ doch sein äußerlich kaltes und gemessenes Wesen eine Vertraulichkeit zwischen ihm und dem jungen Gelehrten niemals aufkommen. Mit seinem Vorgesetzten und bibliothekarischen Lehrmeister Francke gelang es ihm während seines Nöthnitzer Aufenthaltes trotz aller Höflichkeit des Verkehrs niemals in ein vertrautes Verhältnis zu treten, mag nun gegenseitige Eifersucht, auf die das abfällige Urteil Franckes über den Katalog der deutschen Geschichte deutet⁵⁾, oder die Verschiedenheit der Interessen der Grund gewesen sein; erst von Rom aus trat er in einen herzlichen Briefwechsel mit ihm, der bis zu seinem Tode fort dauerte. Winckelmann war eben eine eigenartige Natur, in der sich glühendes Bedürfnis nach Freundschaft mit einer leicht verletzbaren

1) „Parum igitur vel minimum otii suppetit Apollini et Musis litandi, et Atticae Jonicaeque Charites, quibus, quicquid temporis suffurari possum, libenter indulgerem, incomtae hactenus et neglectae jacuerunt.“ W. an Sup. Cleinow 1. Mai 1751. Förster I, 24 ff.

2) „Coenantibus nuper secum primi ordinis viris, quam honorifice de me sentiret, professus est.“ Ebd. 24.

3) W. an Uden 13. Januar, 24. Mai 1750. Ebd. 19. 21.

4) W. an Uden 29. März 1753. Ebd. 60.

5) Vgl. Francke an Büнау 20. Dezember 1755. Petzholdt, Neuer Anzeiger f. Bibliographie u. Bibliothekswissenschaft Jahrg. 1878 S. 126.

Empfindlichkeit paarte, die oft zu manchmal ganz unbegründetem Mißtrauen führte. Noch im Jahre 1763 bedauert er in einem seiner Briefe die Kaltsinnigkeit ihres damaligen Umgangs, „wodurch uns Nöthenitz ein Paradies hätte werden können“¹⁾. Wohl sah Nöthnitz manchen gelehrten Besuch; nicht selten mag sich ein Kreis geistvoller Männer hier um den Grafen versammelt haben²⁾. Aber wir wissen doch recht wenig von diesem Kreise; wenn ihn der Dresdner Maler Theobald v. Oer († 1885) in viel späterer Zeit in einem Gemälde darzustellen suchte, in dem Winckelmann den Mittelpunkt bildet, so ist dies Bild, das jetzt den Lesesaal unserer Landesbibliothek ziert und dessen Karton sich in Nöthnitz befindet, doch lediglich der Phantasie des Malers entsprungen; unter den darauf dargestellten Freunden Winckelmanns befinden sich Algarotti, der damals schon seit Jahren von Dresden fern war, und Lessing, den Winckelmann nie gesehen hat. So ist das Gefühl der Einsamkeit sehr begreiflich, das ihm einmal die Worte entlockte: „Ich habe nunmehr bald sechs Jahre in Sachsen gelebt, und kann mich nicht entsinnen, daß ich recht gelacht hätte“³⁾. Auch hatte er keine Aussicht von hier aus jemals zu einer Stellung zu gelangen, die seine materielle und wissenschaftliche Zukunft sichern konnte. Denn zur Annahme des Rektorats des Gymnasium illustre (der Kreuzschule) in Dresden, zu der sich ihm im Jahre 1751 Gelegenheit zu bieten schien, hatte er wenig Neigung, da er den Ekel vor dem Schulstaub, den er aus Seehausen mitgebracht hatte, noch nicht überwinden konnte; auch glaubte er wohl mit Recht, daß dem Grafen, obwohl er dessen Empfehlung sicher war, eine Ablehnung lieber sein würde⁴⁾.

Dies Gefühl der Unbefriedigung, der Einsamkeit suchte er wohl durch angestrengte Arbeit zu bekämpfen; es hatte dies zur Folge, daß auch seine Gesundheit wankend wurde⁵⁾. Immer stärker wurde seine Sehnsucht nach dem Süden, der Heimat der Schönheit; schon im Jahre 1752 stand sein Entschluß fest, nach Rom zu gehen⁶⁾ —, aber wie sollte er dies Ziel erreichen, er, der Mittellose, dessen tiefen Kenntnisse

¹⁾ W. an Francke 28. Januar 1763. Förster II, 248.

²⁾ [Frhr. J. F. zu Racknitz] Skizze einer Geschichte der Künste, besonders der Malerei, in Sachsen (Dresden 1811) S. 72 f.

³⁾ W. an Berendis 6. Juli 1754. Förster I, 77.

⁴⁾ W. an Cleinow 1. Mai 1751. Ebd. I, 23.

⁵⁾ W. an Berendis 6. Juli 1754; 17. September 1754. Ebd. I, 74.

88 u. ö.

⁶⁾ W. an Berendis 27. März 1752. Ebd. 31.

wohl einzelne bewunderten, der aber der Öffentlichkeit sich noch durch keine wissenschaftliche Leistung bekannt gemacht und doch schon die Mitte der Dreißig erreicht hatte?

Da war es nun das nahe Dresden, wo er Fühlung mit geistig verwandten Männern, die Möglichkeit, sich auf die Reise in die Lande des klassischen Altertums vorzubereiten, und die Mittel zu dieser Reise zu finden hoffte. Dresden war durch den Kunstsinn seiner Fürsten, vor allem Augusts des Starken und seines Sohnes Augusts III., die reichste und vielseitigste Kunststätte Deutschlands geworden; als solche unsere Stadt zu schildern, wäre eine dankbare Aufgabe, der ich nur mit Bedauern entsage; lediglich ihren Einfluß auf Winckelmann kann ich andeuten. Und dazu bieten seine mir vorliegenden Briefe verhältnismäßig wenig Stoff. Alle 8 bis 14 Tage wanderte er, teils vor, teils nach Tisch, in die Stadt¹⁾. Wohl machten die glänzenden Lustbarkeiten, die sich namentlich in der Karnevalszeit boten, und die Aufführungen der damals auf einem Höhepunkt stehenden Oper, an die er sich noch nach langen Jahren lebhaft erinnerte, starken Eindruck auf ihn²⁾. Aber zunächst bildeten doch die beiden Bibliotheken den größten Anziehungspunkt; eifrig besuchte er sie; „ich habe alles, was ich habe habhaft werden können, durchgelesen“³⁾ — nicht einmal habe er eine Promenade in Dresden genießen können; so schreibt er 1753. Von den beiden Bibliotheken war die eine die jetzige Landesbibliothek, die sich damals in den Pavillons des Zwingers befand. Ihr Oberbibliothekar Joh. Kauderbach bekleidete sein Amt nur als Sinekure und war fast immer in diplomatischen Diensten im Auslande; die beiden Unterbibliothekare Clodius und der Chevalier de Magny waren fleißige Beamte, aber nichts weiter. Ebensowenig wie diese konnte der Vorstand der Brühlschen Bibliothek, der als Dichter nicht unbegabte, als Bibliothekar unbedeutende Joh. Christian Rost ihn persönlich fesseln; und auch mit dem jungen Christian Gottlob Heyne, dem später berühmten Göttinger Philologen, der seit 1753 als kärglich bezahlter Kopist hier eine Anstellung gefunden hatte, hatte er trotz verwandter Studien keine nähere Fühlung — ja er war kein gern gesehener Gast in der Bibliothek, da sein unstillbarer Lesehunger den Beamten viel Arbeit machte. Diese Männer meint er wohl, wenn er einmal äußert: „die . . . , welche hier Gelehrte heißen,

¹⁾ W. an Berendis 11. Januar 1753. Förster I, 50.

²⁾ W. an Uden 3. März 1752. Ebd. 28.

³⁾ W. an Berendis 25. Juli 1755. Ebd. 124.

kennen nichts als Titel und Indexe der Bücher, und das ist auch hier für einen Gelehrten genug. Ich habe also keinen Appetit Bekanntschaft mit hiesigen sogenannten Gelehrten zu machen¹⁾. Er fährt dann fort: „Hingegen bin ich unter die Maler geraten, und dieses unter Leute, die auch sagen können: Romam adi. Ein einziger solcher Maler ist mir lieber als 10 Titelstutzer.“ An Malern fehlte es damals in Dresden nicht; wer aber die waren, mit denen Winckelmann in freundschaftlichen Verkehr trat, erfahren wir nicht. In erster Linie doch wohl Adam Friedrich Oeser, den er wenige Jahre später als seinen einzigen Freund bezeichnet, der Galerieinspektor Riedel, der ihm freien Eintritt in die Gemäldegalerie zu jeder Zeit gewährte²⁾, der jugendliche Raphael Mengs, der gerade damals an dem großen Altarbild für die katholische Hofkirche zu arbeiten begonnen hatte, der Hofmaler Christian Wilhelm Ernst Dietrich, „mein sehr guter Freund“³⁾, vielleicht auch Louis de Silvestre, der berühmte Bildnismaler; auch seine Bekanntschaft mit Philipp Daniel Lippert, dem durch seine Daktyliothek schon damals berühmten Sammler von Gemmen und geschnittenen Steinen, und mit Christian Ludwig v. Hagedorn, dem späteren Akademiedirektor, mag auf diesen Kreis zurückgehen. Diesem Umgang mit Künstlern verdankte Winckelmann etwas, was er aus Büchern nicht lernen konnte und was für ihn von unschätzbarem Wert war: er lernte sehen und erwarb auch für die Technik der künstlerischen Darstellung Verständnis. Schon im Jahre 1752 äußerte er den Wunsch zeichnen zu lernen⁴⁾; später hat er dann bei keinem Geringeren als Oeser, der bekanntlich auch Goethes Lehrer wurde, Unterricht genommen⁵⁾. Von den Dresdner Sammlungen war es zunächst fast ausschließlich die Gemäldegalerie, die ihn fesselte. Dank der Kunstliebe König Augusts III. war sie damals schon, vor allem durch den Ankauf der modenesischen Galerie, Deutschlands reichste Sammlung geworden, eine Sammlung, die lediglich der Freude am Schönen ihre Entstehung verdankte, nicht dem Bestreben, ein Museum für Kunstgeschichte zu schaffen. Schon

1) W. an Uden 3. März 1752. Förster I, 27 f.

2) Vgl. ebd. 28. W. an Berendis 8. Dezember 1752; 11 Januar 1753. Ebd. I, 37. 50.

3) W. an Berendis 20. Dezember 1755. Ebd. 138.

4) W. an Uden 3. März 1752. Ebd. I, 28.

5) „Ich habe angefangen sub auspiciis Oeseri zu zeichnen.“ W. an Berendis 19. Dezember 1754. Weimarisches Herder-Album (Jena 1845) S. 456.

1753 schickte Winckelmann seinem Freunde Berendis, der durch seine Bemühungen nach einer leichtsinnigen Jugend der Erzieher des jüngsten Sohnes des Grafen Büнау geworden war und später zu angesehenen Stellungen im weimarischen Hof- und Staatsdienst befördert wurde, zur Vorbereitung für einen Besuch des jungen Grafen in Dresden einen erst neuerdings wieder aufgefundenen und noch nicht veröffentlichten Aufsatz, in dem er seine Gedanken über die Galerie niederlegte¹⁾. Dagegen hat er die Antikensammlung, damals wohl die reichste in Deutschland, erst im letzten Jahre seines Aufenthalts in Sachsen kennen gelernt; sie war in den Pavillons und Schuppen des Großen Gartens so ungünstig untergebracht, daß ein gründliches Studium kaum möglich war. So ist der tiefe Eindruck begreiflich, den eine Reise nach Potsdam im Frühjahr 1752 auf ihn machte; „ich habe Wollüste genossen, die ich nicht wieder genießen werde; ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllet“²⁾; und doch wie bescheiden war das, was er hier fand, im Vergleich mit den Schätzen, die damals schon Dresden barg. Von hervorragenden Werken der Antike war es eigentlich nur der betende Knabe, jetzt eine der Perlen des Kgl. Alten Museums in Berlin, was er zu sehen bekam. So wurden der Verkehr mit der Kunstwelt Dresdens, die Dresdner Bibliotheken und die Dresdner Sammlungen die Vorschule für Winckelmanns späteres Schaffen; erst in seinen Nöthnitzer und Dresdner Jahren wurde er sich vollbewußt der Aufgaben, zu deren Lösung ihm eine gütige Vorsehung eine eigenartige Veranlagung gewährt hatte; hier aber wurde es ihm auch völlig klar, daß nur der Aufenthalt in der Heimat der altklassischen Kunst ihm die Erfüllung dieses Berufs ermöglichen könne. Aber wie sollte er dorthin gelangen?

Wo ein Wille ist, findet sich auch ein Weg. Und Winckelmann fand diesen Weg, einen Weg, den er freilich nur zögernd nach schweren inneren Kämpfen beschritten hat und der ihm vielfach verdacht worden ist.

Daß in einem Lande, dessen Kunstblüte lediglich seinen Herrschern zu danken war, sein Blick sich trotz aller Freiheitsliebe auf den Hof richtete, war begreiflich. Vielleicht der erste, der ihm dies klar machte, war der damalige päpstliche

¹⁾ W. an Berendis 8. Dezember 1752; 11. Januar 1753. Förster I, 37. 46. 50.

²⁾ W. an Berendis 27. März 1752. Ebd. 30f.

Nuntius in Dresden Alberigo Graf von Archinto, der den vielversprechenden jungen Gelehrten gelegentlich eines Besuchs in der Nöthnitzer Bibliothek kennen lernte, an seine Tafel zog und ihm mannigfache Aufmerksamkeiten erwies; dazu kam die Bekanntschaft mit dem Jesuitenpater Leo Rauch, dem königlichen Beichtvater, den er öfters in dem Hause des Galerieinspektors Riedel traf, einem liebenswürdigen Manne, der seine innere Herzengüte ihm später stets bewiesen hat. Diesen beiden Männern, mit denen Winckelmann bereits im Frühjahr 1752 ernstlich über eine Anstellung in Rom als Bibliothekar des Kardinals Passionei verhandelte, und dem Grafen von Wackerbarth-Salmour, dem Oberhofmeister des Kurprinzen Friedrich Christian, verdankte er, daß der König und der Kurprinz, der selbst durch mehrjährigen Aufenthalt in Rom, Venedig und Neapel Verständnis und Liebe für die Kunst der Antike gewonnen hatte, auf ihn aufmerksam wurden. Schon im Januar 1753 konnte er seinem Freunde Dr. Uden jubelnd verkünden: „Endlich ist es mit meiner Reise in fremde Länder zu Stande gekommen. Ich habe einen Weg durch einen großen Minister gefunden, und Sr. Maj. haben mir gnädigst accordirt, auf Königl. Kosten eine Reise in fremde Länder, und vornehmlich nach Welschland zu thun“¹⁾. Er hofft schon in wenigen Wochen dahin aufbrechen und sich wenigstens ein Jahr in Rom aufhalten zu können „und zwar mit Versicherung meiner Gewissensfreiheit“²⁾. Aber als er so schrieb, wußte er schon, daß dies letztere nicht stimmte. Seine geistlichen Freunde in Dresden hatten ihn, gleichviel welche Absicht sie dabei verfolgten, allmählich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß der sicherste und einfachste Weg nach Rom zu gelangen und dort die für seine wissenschaftliche Tätigkeit erforderliche angesehene Stellung zu gewinnen, ein wenn auch nur äußerlicher Glaubenswechsel sei, und schon 1752 lassen uns einzelne Äußerungen annehmen, daß er sich zu diesem Schritte entschlossen hatte. Nicht aus religiöser Überzeugung; „Eusebie und die Musen sind hier sehr streitig bey mir: aber die Parthey der letzten ist stärker. Die Vernunft, die das Gegentheil in solchem Fall thun sollte, tritt derselben bey. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinsehen: der wahre Gottesdienst sey allenthalben nur bey wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen“³⁾.

1) W. an Uden 30. Januar 1753. Förster I, 53.

2) Ebenda.

3) W. an Berendis 6. Januar 1753. Ebd. 41.

So sah er in dem Übertritt nur ein Mittel zum Zweck. Aber dieses Mittel zu wählen, wurde ihm doch nicht leicht; sein Briefwechsel mit Berendis, wohl der fesselndste, den er hinterlassen hat — kein Geringerer als Goethe hat ihn bekanntlich zuerst veröffentlicht —, läßt uns tiefe Blicke in sein Inneres tun; namentlich die Verehrung für seinen Wohltäter, den Grafen Büнау, hielt ihn immer und immer wieder von dem entscheidenden Schritte zurück, der notwendig sein Verhältnis zu dem streng protestantischen Herrn lösen mußte. „Wenn ich an den gnädigen Herrn gedenke, von dem ich so viele Gnade genossen, so wird mir freilich Angst und Wehe“¹⁾. Als Berendis dann im Februar 1753 dem Grafen die erste Mitteilung über die bis dahin streng geheim gehaltenen Absichten Winckelmanns machte, nahm sie dieser so milde auf, daß Winckelmann tief ergriffen war. „Mein Herr wird mir durch seine Erklärung größer, als er mir gewesen . . . Das hätte ich nicht gedacht, daß man so frei und so vernünftig denken würde . . . Der gnädige Herr! ich wollte seine Fußtapfen küssen“²⁾.

Als Winckelmann so schrieb, war der Plan seiner Reise nach Rom schon fertig; im Frühjahr 1753 wollte er von Nöthnitz aufbrechen, vorher aber, den Wünschen des Nuntius und des Pater Rauch folgend, in Dresden den Übertritt vollziehen³⁾. Aber sowohl die Versprechungen, die ihm in Dresden gemacht wurden, als die Aussichten, die sich in Rom boten, erwiesen sich als unsicher⁴⁾, und so schwankte er noch länger als ein Jahr, bis endlich am 11. Juli 1754 in aller Stille der Profeß erfolgte. Der Brief, in dem er dies dem Grafen am 17. September mitteilte⁵⁾, sucht namentlich sein körperliches Befinden, das eine gründliche Ausspannung notwendig mache, als den Grund seiner Reise nach Rom erscheinen zu lassen; über den Glaubenswechsel selbst drückt er sich nur andeutend aus. Die Wirkung war, daß der Graf ihn, seinen Wünschen entsprechend, aus seiner Stellung entließ, ohne ihn übrigens empfinden zu lassen, wie sehr er seinen Schritt bedauerte und wie ungern er auf seine Dienste verzichtete. Mündlich wollte Winckelmann von dem Grafen nicht Abschied nehmen. „Ich lasse mir nicht einfallen, mich Denenselben

1) W. an Berendis 29. Januar 1753. Förster I, 52.

2) W. an Berendis 21. Februar 1753. Ebd. 56.

3) W. an Berendis 29. Januar; 21. Februar 1753. Ebd. 51. 57.
W. an Uden 30. Januar; 29. März 1753. Ebd. 54. 61.

4) W. an Berendis 13. April 1753. Ebd. 65.

5) Förster I, 89ff.

persönlich zu zeigen; allein ich hoffe dennoch, das Herz voll Menschenliebe, das meine vielen Fehler gnädig übersehen, werde noch zuletzt wenigstens menschlich über mich urteilen“. Er scheint dann aber doch in Dahlen sich von dem Grafen persönlich verabschiedet zu haben¹⁾.

Winckelmann siedelte nunmehr am 1. Oktober 1754 nach Dresden über. In der Hoffnung, bald eine Unterstützung vom Hofe zu bekommen, mietete er sich zunächst eine aus Stube, Kammer und Vorzimmer bestehende Wohnung für monatlich 6 Taler, siedelte aber, als diese Hoffnung sich nicht so bald erfüllte, schon nach einigen Wochen zu seinem Freunde Oeser über, in das Haus des Posamentierers Rietschel auf der Großen Frauengasse, jetzt Galeriestraße Nr. 7, wo er 4 Treppen hoch, für 2 Taler 12 Groschen monatlich, ein Stübchen bewohnte²⁾. Mit Oeser zog er dann im Frühjahr des folgenden Jahres in das Haus des Dr. jur. Joh. Christoph Richter in der Königstraße; seine genaue Lage ließ sich nicht ermitteln.

Ein volles Jahr verging, ehe er seinen Wanderstab weiter setzen konnte, ein Jahr, das wohl das wichtigste seines Aufenthaltes im Sachsenlande war, weil er sich ungehemmt durch Pflichtarbeit völlig den Vorbereitungen zu seiner Reise widmen konnte. Trotz der Entbehungen, zu denen ihn sein kärglicher Sparpfennig nötigte, fühlte er sich körperlich viel wohler als vorher. „Es ist kein Augenblick gewesen, wo es mich gereuet, Nöthenitz verlassen zu haben: es schießt mich jetzo kein neidischer Hund mehr an“³⁾. Damit ist wohl Francké gemeint, auf den Winckelmann damals besonders schlecht zu sprechen war, da er vor einer dem Grafen als Nachfolger Winckelmanns empfohlenen Persönlichkeit, einem „Erz-Windbeutel“, den Hofrat Bianconi gewarnt und Francke ihn deswegen „als ein wahrhafter Flegel“ zur Rede gestellt hatte.

Sein Lebenslauf war ein streng geregelter; um 6 Uhr steht er auf, arbeitet bis 11 Uhr zu Hause, geht dann auf die Galerie oder in die Bibliothek, wo er sich Bücher sucht, die ihm „willig communiciret werden“. Von 12 bis $\frac{1}{2}$ 2 Uhr speist er, macht dann eine halbstündige Promenade über die Brücke und studiert zu Hause weiter; selten geht er vor 7 Uhr aus. Abends finden wir ihn zuweilen in dem Gewölbe des Italieners Sala (jetzt Schloßstraße Nr. 20) bei einem Glase roten Wein; ein Feind des Alkohols ist er auch später nie-

1) W. an Uden 3. Juni 1755. Förster I, 113.

2) W. an Berendis 29. Dezember 1754. Ebd. 96f.

3) Ebenda 100.

mals gewesen. In der ersten Zeit brachte er die Abende auch oft bei dem Leibarzte des Kurprinzen, dem vielseitig gebildeten Hofrat Bianconi, zu, in dessen gastlichem Hause „man allein in ganz Dresden eine artige Gesellschaft gewiß trifft und wo alle Fremde introducirt werden“¹⁾. Bianconi, der ihn schon kurz vor seiner Abreise aus Nöthnitz „vermuthlich im Namen des Prinzen“ gefragt hatte, womit man ihm dienen könne, und sehr erstaunt gewesen war, als er keine Wünsche äußerte²⁾, beabsichtigte damals die Herausgabe von Werken altgriechischer Ärzte und hoffte, daß Winckelmann ihm dabei gute Dienste leisten würde; doch als dieser zu bemerken glaubte, daß Bianconi ihn für seine Zwecke ausnutzen wollte und ihn deswegen in Dresden zurückzuhalten suchte, zog er sich von ihm zurück und hat auch später, obwohl er stets in Beziehungen zu ihm und durch ihn mit dem Kurprinzen blieb, dies Mißtrauen niemals überwunden. Auch der Verkehr mit dem Nuntius Archinto erfuhr wiederholt Unterbrechungen, obwohl ihm dieser stets sein Interesse bezeugte und seine Verwendung beim Könige und beim Kurprinzen versprach. Dem letzteren wollte ihn auch Graf Wackerbarth vorstellen; doch ist es nicht dazu gekommen³⁾.

Ein Monat nach dem andern verging unter Hangen und Bangen. Anfangs schien ihm eine Unterstützung durch den Hof sicher, die auch für seine Stellung in Rom von Bedeutung sein mußte; „ich wollte gerne, daß es den Namen hätte, daß ich auf königliche Kosten reisete, damit es einen bessern und gerechtern Schein hier sowohl als in der Mark hätte“⁴⁾; so schreibt er schon im Januar 1753. Aber da sich die Entscheidung darüber immer mehr verzögert, verzweifelt er oft an dem Erfolg, sehnt sich nach einer Bibliothekarstelle, die ihm auch bei der kurfürstlichen Bibliothek in Aussicht gestellt wurde⁵⁾, beabsichtigt in einer ungenannten Gesellschaft Vorträge über neuere Geschichte zu halten; es gab dies zu einer Abhandlung „Vom mündlichen Vortrage der allgemeinen neueren Geschichte“ Anlaß, die erst im Jahre 1800 gelegentlich gedruckt worden ist⁶⁾.

¹⁾ Förster I, 97.

²⁾ W. an Berendis 17. September 1754. Ebd. 87 f.

³⁾ W. an Berendis 17. September 1754; 10. März 1755. Ebd. 88, 108.

⁴⁾ W. an Berendis 11. Januar 1753. Ebd. 48 f.

⁵⁾ W. an Berendis 12. Juli 1754; 23. Januar 1755. Ebd. 78, 105.

⁶⁾ W. an Berendis 10. März 1755. Ebd. 108. Der Aufsatz erschien in den „Erholungen“, hrsg. von W. G. Becker I (1800),

Aber auch eine andere Schrift ist in diesem Dresdener Jahr entstanden, die „Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst“ — das erste Werk, das Winckelmanns Namen in weiteren Kreisen bekannt machte. Es ist eine Frucht des anregenden Verkehrs mit seinem Hausgenossen und Freunde, dem gedankenreichen Oeser, der die Vignetten dazu gezeichnet und radiert hat. Auch das erste Bildnis Winckelmanns hat er wohl damals gemalt; wenigstens ist es sehr wahrscheinlich, daß ein im Besitze des Freiherrn von Boenigk in Greifswald befindliches Ölbild unsern Winckelmann darstellt und von Oeser herrührt. Winckelmann ließ sein Erstlingswerk auf seine Kosten in nur 50 Exemplaren drucken¹⁾; gewidmet hat er es auf den Rat des Ministers Grafen Brühl dem König. Über den Inhalt des sowohl durch seinen Stil als durch seine schöne Ausstattung ausgezeichneten Buches mich hier näher zu verbreiten, muß ich verzichten; Herder nannte es „sein erstes und vielleicht seelenreichstes Buch — seine Morgenröthe und erste duftreiche Jugendblüte“. Die scharfen Angriffe gegen die damalige Dresdner Kunstwelt, die diese Schrift und namentlich das ihr folgende „Sendschreiben“, eine sarkastische Selbstkritik, und die Beantwortung dieses Sendschreibens enthielten, haben ihm manche Feindschaft eingetragen; aber als ihr Erfolg war es doch wohl anzusehen, wenn er im Juni 1755 dem Grafen Büнау mitteilen konnte, er habe sich nunmehr von allen Verpflichtungen losgemacht und werde mit einer sehr mäßigen, aber für ihn zulänglichen Pension nach Rom gehen, um ruhig zu leben und zu studieren und mit dem Versprechen, nach seiner Rückkunft sich in Dresden gebrauchen zu lassen²⁾.

So nahm Winckelmann denn am 24. September 1755 Abschied von Dresden. Über Regensburg, Augsburg, Innsbruck, Venedig, Bologna erreichte er in langsamer Reise Rom; am 18. November betrat er durch die Porta del Popolo die ewige Stadt. Mit diesem Tage beginnt der zweite Teil seines Lebens; nach der Lehrzeit die Zeit des Schaffens. Seine Reise war auf zwei Jahre berechnet; aber es ging ihm so, wie manchem Deutschen: die „hohe Schule für alle Welt“ — so nennt Winckelmann einmal Rom — ließ ihn nicht wieder los, er sollte Dresden nie wiedersehen.

Winckelmann selbst kannte sehr wohl die Bedeutung der sächsischen Jahre für seinen Lebensgang. So konnte es kaum

¹⁾ W. an Berendis 4. Juni 1755. Förster I, 118f.

²⁾ W. an Büнау 5. Juni 1755. Ebd. 121.

anders sein, als daß er das Land, das ihm nach einer trüben Jugendzeit zum erstenmal Freiheit, Frieden und Behagen, die Möglichkeit einer Einkehr in sein Inneres und die Entdeckung der Schätze brachte, die dieses Innere barg, als sein wahres Vaterland und zugleich als das Land seiner Zukunft ansah. Es lohnt sich wohl, aus seinen römischen Briefen, die in reicher Fülle uns erhalten sind, diese Empfindungen herauszulesen, zugleich aber auch zu verfolgen, wie sie nach und nach verblaßten, ja in den letzten Lebensjahren sich fast in das Gegenteil verkehrten.

Sächsische Freunde waren es, die ihm den Übergang in eine neue Welt erleichterten. Seit wenigen Jahren weilte Raphael Mengs im Auftrage seines Königs in Rom; warm empfohlen durch Dietrich, schloß sich Winckelmann sogleich an diesen Mann an, der schon den Ruf eines großen Künstlers genoß, aber auch über das Wesen der Kunst selbständig dachte und durch seinen Ideenreichtum auf Winckelmann einen ähnlichen Einfluß übte wie einst in Dresden Oeser. In der ersten Zeit seines römischen Aufenthalts verkehrte Winckelmann täglich in der Wohnung seines Freundes, die seiner eigenen sehr nahe lag; in seiner Begleitung machte er seine erste Reise nach Neapel, und als Mengs im Jahre 1761 nach Spanien übersiedelte, entlockte der Trennungsschmerz ihm Tränen. Auch mit dem 1762 ebenfalls aus Dresden nach Rom übersiedelnden Maler Johann Baptist Casanova hatte er regen Verkehr; ihm verdankte er die Zeichnungen zu seinen „*Monumenti inediti*“. Die Freundschaft mit beiden, die freilich nicht immer ungetrübt blieb, trug viel zur Fortdauer seiner sächsischen Beziehungen bei, ebenso der Briefwechsel mit seinen sächsischen Freunden Berendis, Francke, Hagedorn, Oeser, dem Buchhändler Walther, dem Kreissteuereinnehmer und trefflichen Jugendschriftsteller Weiße in Leipzig u. a., auch mit seinem einstigen Herrn, dem Grafen Büнау, wenn dieser auch, wie es scheint, ihm niemals geantwortet hat. Man hat es dem Grafen wohl verdacht, daß er seinem getreuen Helfer für seine römische Reise keinen Zuschuß gegeben hat; Winckelmann selbst dachte anders, sah darin vielmehr eine Anerkennung seines Unabhängigkeitsgefühls und hat ihm seine Dankbarkeit bis zu seinem Ende bezeugt. „Ist jemand auf dieser Welt, welcher den ehrlichen Mann in mir zu erkennen geglaubet, so war es dieser“¹⁾. In den Jahren vor seiner Reise, als ihm der Gedanke eines dauernden Auf-

¹⁾ W. an Usteri 21. Januar 1765. Blümner S. 150.

enthalt im Süden noch fern lag und er nach ein bis zwei Jahren heimzukehren gedachte, wünschte er nichts lebhafter, als dann wieder in den Dienst Bünaus eintreten zu können. „Einen so gnädigen Herrn lasse ich nicht . . . ich will ihm dienen mit Leib und Leben“¹⁾. „Kann mich der Graf in Dahlen künftig gebrauchen, so will ich zu ihm gehen, er mag mir geben, was er will. Ich werde doch wenigstens mein Brot verdienen. Denn ich bleibe nicht in Rom, das ist gewiß“²⁾. „Wie zufrieden wollte ich seyn, wenn ich nach gendigter Pilgerschaft in diesem seligen Ort mich verstecken möchte“³⁾.

Aber auch andere Zukunftshoffnungen wiesen nach Sachsen. Wir sahen, wie Winckelmann mit dem sächsischen Hofe in Beziehungen kam, wie König August III. ihm seine Reise nach Rom ermöglichte durch Gewährung einer Pension und gegen das Versprechen, nach der Heimkehr seine Kräfte seiner zweiten Heimat zu widmen. Die Pension, die ihm der König zunächst für einen zweijährigen Aufenthalt in Rom aussetzte, war bescheiden; sie betrug nur 200 Taler jährlich; dem König selbst erschien sie so gering, daß er wünschte, Winckelmann möge sie nicht als ein Geschenk des Königs, sondern als einen vom Pater Rauch gewährten Zuschuß ansehen. Winckelmann selbst hielt sie dafür; erst später erfuhr er, daß der wirkliche Geber sein König war: „man läßt mir auch zum erstenmahl wissen, daß diese Gnade aus den Händen Sr. Maj. kommt, welcher sich oft nach mir erkundiget“ (15. Juli 1757)⁴⁾. Die königliche Pension wurde ihm auch weiter gewährt, als sein Aufenthalt in Rom sich immer länger ausdehnte. Als der Siebenjährige Krieg, kaum ein Jahr nach Winckelmanns Ankunft in Rom, ausbrach und schwere Heimsuchungen über Sachsen brachte, machte er sich mit dem Gedanken vertraut, die Pension zu verlieren; ja, als ihm dann während seines Aufenthalts beim Baron Philipp von Stosch in Florenz (1758/59) die Aufsicht über die dem Kardinal Albani unterstellte Bibliothek Clemens XI. mit einem bescheidenen Gehalt und freier Wohnung und Verpflegung im Hause des Kardinals übertragen wurde, erklärte er sogar, ganz auf die sächsische Pension verzichten zu wollen. „Dieser Freigebigkeit begab ich mich freiwillig, da ich in Florenz war, mit der Erklärung, auch meinen Antheil an dem Elende meines Vaterlandes zu haben

1) W. an Berendis 21. Februar 1753. Förster I, 56.

2) W. an Berendis 12. Juli 1754. Ebd. 83.

3) W. an Büнау 7. Juli 1756. Ebd. 170.

4) W. an Berendis. Weimarisches Herder-Album. 1845. S. 458.

und mit unsern Brüdern zu leiden und zu darben“¹⁾. Doch wurde ihm der Zuschuß, wenn auch unregelmäßig und später auf die Hälfte verringert, noch bis zum Tode des Königs gewährt.

Im Unterschiede von manchem seiner Landsleute, die sich ja nur zu leicht der Fremde bis zur Aufgabe des eigenen Heimatgefühls anpassen, blieb Winckelmann trotz seiner Liebe zu Italien doch im Grunde stets ein Deutscher. „Unter anderen Dingen, für die ich Gott preise, ist auch diese, daß ich ein Deutscher und kein Franzose bin“²⁾. Aber als sein engeres Vaterland sah er nicht seine märkische Heimat, sondern Sachsen an; „mein Vaterland vergesse ich gerne, wo ich wenig Vergnügen gefunden habe“, so schrieb er kurz vor seiner Abreise aus Dresden³⁾. Sein „wahres Vaterland“ war ihm Sachsen. Auf das schmerzlichste berühren ihn daher die Leiden des Krieges, die „Drangsale, welche mein wahres Vaterland betroffen“⁴⁾. „Wenn Gott unserm unglücklichen Vaterlande die Ruhe wieder schenken sollte, so werden sich auch meine Wünsche, meine übrigen Tage dort zuzubringen, recht lebhaft wieder einfinden. Mein Herz hängt gar zu sehr an dem guten Sachsen, ohngeachtet ich Rom von Tage zu Tage schöner finde“⁵⁾. „Du solltest, spreche ich zu mir, itzo das Elend deines wahren Vaterlandes und deiner in aller Welt beklagten Mitbürger mit ihnen tragen, da du das Gute genossen hast“⁶⁾. Tief gerührt ist er, daß er trotzdem nach wie vor von dort aus unterstützt wird und der „gütige König“ ihn seiner Achtung versichert. „Mein Herz stehet allezeit nach Sachsen, und die Erkenntlichkeit verpflichtet mich darzu“⁷⁾. Noch 1762 schreibt er an Francke: „Ich seufze nach meiner Rückreise nach Sachsen, welches, auch ungerufen, geschehen würde, und mit dem Vorsatze hierher zurück zu gehen, wenn Gott uns Frieden verleihen wollte. Mein erster Gang würde nach Nöthnitz seyn, wo ich Sie jetzt im Geist und mit thränenden Augen sehe“⁸⁾. Diese und ähnliche Äußerungen, die sich in vielen Briefen finden, lassen es erklärlich erscheinen, wenn die Abneigung gegen das Land seiner Geburt,

1) W. an Hagedorn 18. Februar 1764. Förster III, 421. Vgl. auch W. an einen Unbekannten 8. Dezember 1762. Ebd. II, 147.

2) W. an Walther 8. Dezember 1759. Förster I, 407.

3) W. an Berendis 25. Juli 1755. Ebd. 125.

4) W. an Berendis 29. Januar 1757. Ebd. 189.

5) W. an Büнау 29. Januar 1757. Ebd.

6) W. an Francke März 1757. Ebd. 201.

7) W. an Genzmer 20. November 1757. Ebd. 234.

8) W. an Francke 1. Mai 1762. Förster II, 112 f.

das so viele Leiden über Sachsen gebracht, und dessen Herrscher oft recht scharfen Ausdruck findet. „Wollte Gott, ich könnte wünschen, ihn [den jungen Grafen Büнау], Dich und mein Vaterland (das ist Sachsen, ich erkenne kein anderes und es ist kein Tropfen Preußisches Blut mehr in mir) wieder zu sehen“¹⁾. „Es schaudert mich die Haut vom Haupte bis zu den Zehen, wenn ich an den Preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker gedenke, welcher das von der Natur selbst vermaledeyete und mit Lybischen Sande bedeckte Land zum Abscheu der Menschheit machen und mit ewigen Fluche belegen würde. Meglio farsi Turco circonciso che Prussiano“²⁾.

Als er so schrieb, hatte sein Name schon weit über Italiens Grenzen hinaus einen guten Klang, und von verschiedenen Seiten wurden ihm schmeichelhafte Anträge gemacht, selbst von Berlin aus. Aber auch der sächsische Hof hat trotz der schweren Zeit wiederholt den Wunsch geäußert, ihn für Sachsen zu gewinnen, und er hat sich niemals abgeneigt gezeigt. Mehr noch als der König, der ihm stets sein Wohlwollen bewies, obwohl seine Neigungen vorwiegend der modernen Kunst galten, interessierte sich der Kurprinz Friedrich Christian für ihn. Seine wiederholten Empfehlungen nach Neapel an seine Schwester³⁾, die Königin von Sizilien, hatten ihm den Zugang zu den vor den Augen von Fremden meist eifersüchtig gehüteten dortigen Altertümern geöffnet; fortdauernd ließ er dem Kurprinzen anfangs durch Wackerbarth, nach dessen Tode durch Bianconi Berichte über die dort angesammelten Schätze und namentlich über die Ausgrabungen in Herkulaneum zugehen; „ich schicke dem Prinzen itzo alle Woche einen schriftlichen Aufsatz im Italiänischen von Sachen, welche die Alterthümer betreffen“⁴⁾. Der Kurprinz war seit seinem Aufenthalte in Italien ein eifriger Sammler antiker Münzen und anderer Altertümer; seine Sammlung, die eine Zeitlang Algarotti anvertraut war, stand damals unter der Leitung des Hofrats Richter, der einen Gehalt von 600 Talern bezog. Zu seinem Nachfolger war Winckelmann bestimmt. Damit hängt wohl zusammen, daß er schon im Juli 1757 einen

1) W. an Berendis 5. Februar 1758. Förster I, 253.

2) W. an L. Usteri 17. Januar 1763. Blümner S. 86.

3) W. an Berendis 15. Juli 1757. Weimar. Herder-Album 1845. S. 458. An Stosch 10. Dezember 1757. Förster I, 239.

4) W. an Stosch 5. August 1758. Förster I, 292. Vgl. die Berichte an Bianconi in Joh. Winckelmanns sämrtl. Werken hrsg. von Eiselein Bd. 2.

baldigen Ruf nach Dresden erwartet. „Aber der Wein ist bey euch zu theuer. Dieses ist ein schrecklicher Gedanke für mich, wenn ich nach diesem Elende einmal zurückgerufen werde; allein ich tröste mich damit, daß sie mich etwa zum Instruktor der Prinzen machen werden. Den an der Bibliothek, welche mit Sch. . . besetzt ist, will ich nicht dienen“¹⁾. Trotz dieser wohl scherzhaft gemeinten Bedenken begrüßt er es mit Freude, als durch den Tod des Hofrats Richter seine Aussichten auf dessen Stelle bestimmter werden. „Es scheint, daß ich möchte bald zurück gerufen werden, zumal da der Antiquarius und Aufseher des Münzkabinet des Kurprinzen gestorben . . . Diese Hofnung, die man mir von Dresden aus freiwillig und ohne mein Suchen gemacht hat, verändert mein ganzes System“²⁾. „Ich glaubte, meine Abreise aus Italien, welche ich wünsche, wäre sehr nahe“³⁾. „Es wartet in Dresden eine sehr ansehnliche Stelle auf mich . . . Ich kann mich entschließen in Rom zu leben und zu sterben . . . allein die Dankbarkeit und meine Schuldigkeit nebst der mir bezeigten Gnade des Churprinzen verpflichten mich, meinem Vaterlande, welches mir Sachsen geworden ist, nützlich zu werden“⁴⁾. Diese Dankbarkeit bezeugte er auch dadurch, daß er dem Kurprinzen seine „Anmerkungen über die Baukunst der Alten“ zu widmen beschloß; die Widmung sollte sich auf wenige Worte beschränken, „um allen Verdacht einer Bettelei oder eigner Anbietung zu vermeiden. Denn es würde mir nahe gehen Italien zu verlassen“⁵⁾. Erst zwei Jahre später konnte er seine Widmung ausführen. Damals war es ihm freilich schon zweifelhaft, ob er die ihm zgedachte Stelle bekommen würde; er vermutet, „daß es eine Person, welche mächtig ist [Heineken?], nicht gerne sehen möchte, daß man mir künftig die mir bestimmte Stelle eines Königlichen Hofraths und Antiquarii in Dresden gäbe“, meint aber doch, daß man ihn dann „mit einer hinlänglichen Pension zufrieden stellen müsse, und alsdenn will ich mein Leben in Ruhe hier beschließen“⁶⁾. Seinem Freunde Stosch klagt er freilich, daß sein Befinden ihn zur Einschränkung nötige und sehr viel dazu beitrage, ihn gleichgültig zu machen „gegen ein künftig gehofftes vermeintes

1) W. an Berendis 15. Juli 1757. Weimar. Herder-Album 1845. S. 461.

2) W. an Stosch 5. August 1758. Förster I, 291ff.

3) W. an Stosch 19. August 1758. Ebd. 295.

4) W. an Uden 10. Oktober 1758. Ebd. 316. 318.

5) W. an Hagedorn 25. November 1758. Förster III, 415.

6) W. an Wiedewelt 9. Dezember 1760. Ebd. I, 469.

Glück in Dresden⁽¹⁾; aber das ist nicht ernst gemeint, denn „mit dem Churprinzlichen Hofe stehe ich in einem genauen Briefwechsel, und ich habe entweder dort oder hier die Hoffnung meiner Ruhe sicher“⁽²⁾. Schließlich war es dann wohl ein Antrag des Landgrafen von Hessen, von dem Winckelmann den Grafen Wackerbarth und den Pater Rauch und durch diesen den Kurprinzen in Kenntnis setzte⁽³⁾, was eine Entscheidung herbeiführte. Am 28. Juli 1761 schreibt er an seinen Schweizer Freund L. Usteri: „Für mich ist nunmehr auch gesorget; denn der Churprinz von Sachsen hat mich zum Aufseher seines Musei und zu seinem Antiquarius ernennet, ohne Abhängigkeit von jemand, mit dem Genuß aller damit verknüpften Ehren und Vortheile. Mir freygestellt, einen anderweitigen Beruf anzunehmen, wenn mich die Noth dringet, mit dem Bedinge, an seinen Hof zurückzukommen, wenn ich gerufen werde, mit den ausdrücklichen Worten, daß Er sich bemühen werde, daß ich mit Vergnügen daselbst stehen solle“⁽⁴⁾. In ebenso freudigem Tone macht er seinem Freunde Berendis Mitteilung von dieser Berufung, die er unter Ablehnung anderer Anerbieten angenommen habe. „Nunmehr bin ich also auch kein Wisch mehr, und werde künftig Herr Hofrath heißen, wie mein Vorgänger, wenn ich will“⁽⁵⁾. Freilich soll die Stelle erst drei Jahre nach dem Friedensschlusse besetzt werden; „denn ich bin sehr überflüssig und zu entbehren, kann also über diese Bedingung nicht murren“⁽⁶⁾; und da man ihn auch in Rom zu behalten versuche und die Ernennung seines Gönners, des Kardinal Albani, zum Bibliothecarius S. Romanae ecclesiae ihn auf eine Anstellung als Custode in der Vaticana hoffen lasse, so sei die Aussicht auf die Rückkehr nach Dresden doch noch sehr unbestimmt; denn „fällt in dieser Zeit hier etwas vor, so wähle ich allezeit Rom, wo ich gewohnt bin, vor Dreßden, wo ich fremde seyn würde“⁽⁷⁾.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß der Ruf nach Berlin, den er erwartete, ihm doch lockend erschien. „Mein Haß ist nur persönlich und wider den König, und dieses aus Menschlichkeit, und aus Liebe zu Sachsen. Ich bin den

1) W. an Stosch 3. Januar 1761. Förster II, 1.

2) W. an Berendis 21. Februar 1761. Ebd. 11.

3) W. an Stosch 20. Juni 1761. Ebd. 63.

4) Blümner S. 34.

5) 28. September 1761. Förster II, 83.

6) W. an Stosch 21. November 1761. Ebd. 93.

7) W. an L. Usteri 3. Oktober 1761. Blümner S. 43.

Sachsen und dem Hofe eben so wenig als den Preußen verbunden: denn das wenige, was ich hier genossen habe, nemlich seit vier Jahren jährlich 100 reichstaler, sind eine Beysteuer des Beichtvaters. Ich hasse und liebe mit gleicher Heftigkeit, und ich habe mich auch gegen den guten Willen des Hofes erkenntlich bezeigen wollen. Daß ich gegen jenes Land keinen Haß hege, beweiset ein Auffenthalt von 6 Wochen zu Potzdam, ein Jahr vor meiner Abreise nach Italien¹⁾. So scheint seine Sehnsucht nach Sachsen damals doch schon sehr nachgelassen zu haben; daß er plötzlich wieder den Pater Rauch als den nennt, dem er seine Pension verdankt, obwohl ihm deren wahre Quelle doch längst bekannt war, ist dafür bezeichnend. Später hat er sich in der Vorrede zu den „Anmerkungen über die Geschichte der Kunst des Alterthums“ (1767) in ähnlichem Sinne ausgesprochen: „Ich ging nach Rom, nicht auf Kosten eines Hofes, wie man sich vorstellt, noch weniger mit einem Vorschuß des Herrn, dem ich in Sachsen gedienet [des Grafen Büнау] . . ., sondern von einem würdigen Freunde unterstützt, dem ich öffentlich meine Dankbarkeit bezeigt habe“²⁾.

Inzwischen bereiteten sich in Dresden wie in Rom Veränderungen vor, die für Winckelmanns Zukunft entscheidend waren. Im März 1763 hatte sich in Rom das Gerücht verbreitet, König August III. sei gestorben. Es stellte sich bald als falsch heraus; zunächst hielt Winckelmann noch an seiner Absicht fest, nach Dresden zu gehen: „denn ich hänge von dem Chur-Prinzen ab, und die mir zuge dachte Stelle ist über dessen eigenes Cabinet. Man könnte mir aber zugleich die Aufsicht über die alten Statuen geben, und alsdann stünde ich sehr gut“³⁾.

Als er so schrieb, wußte er nicht, wie nahe die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches war, durch eine für seine bescheidenen Bedürfnisse ausreichend besoldete und ehrenvolle Stellung von der Abhängigkeit von seinen Gönnern befreit, ohne Sorge um die Zukunft sich ganz seinen weitreichenden wissenschaftlichen Plänen widmen zu können. Nicht das deutsche Vaterland, sondern der päpstliche Hof war es, der ihm eine solche Stellung verlieh, um ihn trotz aller Anerbietungen aus Dresden, Kassel, Berlin und Wien dauernd an Rom zu fesseln. Anfang April 1763 wurde ihm die eben durch

¹⁾ W. an L. Usteri 20. Februar 1763. Blümner S. 93.

²⁾ Werke ed. Eiselein III, 34.

³⁾ W. an L. Usteri 18. März 1763. Blümner S. 101.

den Tod des Ridolfino Venuti freigewordene Stelle eines Antiquars der apostolischen Kammer und Oberaufsehers aller Altertümer in und um Rom übertragen. Zwar war diese Stelle trotz des hohen Ansehens, das sie dem Inhaber gab, mit einem ziemlich bescheidenen Gehalt verbunden; da Winckelmann aber die Besoldung, die ihm Kardinal Albani gab, auch weiter bezog, seine Tätigkeit an der Vaticana ihm einen Zuschuß sicherte und die Aussicht auf die Stelle eines Scrittore an derselben Bibliothek die Verwandlung des Zuschusses in eine dauernde Einnahme hoffen ließ, schien für seine Zukunft gut gesorgt zu sein, ohne daß er das geliebte Rom mit seinem trotz aller Anhänglichkeit ihm fremd gewordenen Vaterlande zu vertauschen brauchte, wo ihm schwerlich eine gleich günstige Stelle geboten werden konnte. „Ich entsage gern allen Glanz in Deutschland, wo ich allenthalben nur das höchst notdürftige haben würde“¹⁾. „Ich wiederhole also, daß ich die Stelle eines Präsidenten der Römischen Alterthümer . . . erhalten habe, welche an 160 Scudi trägt, ohne die mindeste Arbeit. Ferner bin ich mit einer außerordentlichen Pension von 50 Scudi jährlich in die Vaticana gesetzt, unter dem Vorwand, die Deutschen Msc. in Ordnung zu bringen, die Absicht aber ist, mich hier zu binden und das erste vacante Scritturato ist für mich mit Beybehalt der Pension. Ich habe also itzo schon 320 Scudi. Ferner errichtet man itzo ein Museum Antiqu. profanarum in der Vaticana, welches diesen Sommer fertig wird, und die Aufsicht desselben ist mir ebenfalls zugedacht. Folglich kann und muß ich itzo mich der süßen Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu seyn, begeben . . . In Dresden ist es keine sehr angenehme Nachricht gewesen; allein ich bin nicht Schuld daran. Ich muß das Eisen schmieden, weil es warm ist, und nicht auf Eisen hoffen, ob es kommen will. Ich will nunmehr meine Tage in Ruhe hier beschließen; aber wenn ich Erlaubniß erhalten kann, gedenke ich künftiges Jahr eine Reise nach Deutschland zu thun“²⁾. „Ich habe nunmehr meine Hütte auf ewig in Rom aufgeschlagen . . . Ich entsage also der Thorheit des Hofes“³⁾.

Gerade zur rechten Zeit war diese Schicksalswendung eingetreten. Am 5. Oktober 1763 starb König August III., und schon am 17. Dezember folgte ihm nach einer kurzen,

1) W. an Kaspar Füeßli 9. April 1763. Blümner S. 104.

2) W. an L. Usteri 22. Mai 1763. Ebd. S. 109f.

3) W. an Herrn v. Berg 21. Juni 1763. Förster II, 196.

für sein Land vielversprechenden Regierung sein Sohn Kurfürst Friedrich Christian. Tief schmerzlich empfand Winckelmann den Tod seines besonderen Gönners. Soeben war der Druck seines Hauptwerkes, der „Geschichte der Kunst des Alterthums“, beendet; es war mit dankbaren Worten dem jungen Kurfürsten gewidmet, dem es nicht mehr überreicht werden konnte. „Meine Geschichte der Kunst ist vor Weihnachten ans Licht getreten, dem seel. Churfürsten zugeschrieben, welcher sie nicht gesehen hat. Ich verliere also, was ich zu hoffen hatte, und begeben mich zugleich aller Hoffnung auf Sachsen“¹⁾. „Ich weiß nicht was ich zum neuen Jahre wünschen kann, da nichts zu hoffen ist, nach dem Fall des Prinzen, den Gott zum Heil seines Volkes nur gezeigt hat! Gestern haben wir diese Nachricht erhalten, die mir wie ein Schwerdt durch Mark und Bein gegangen ist. Unersetzlicher Verlust! durch welchen ich zugleich auf immer von Sachsen getrennt bleibe, wohin mich, mit heimlicher Verläugnung aller hiesigen Vortheile, ein fast unüberwindlicher Zug rief, so, daß ich alle meine Ruhe hätte verläugnen können, um in der letzten Hälfte meines Lebens, -wiederum einen Schulmeister oder Kinderlehrer, welches mein innerer Beruf war, abzugeben. Es hat auch nicht an mir gefehlt, mich durch verschiedene Personen hier und da vorzuschlagen“²⁾. „Durch diesen betrübten Fall habe ich völlig auf Sachsen, auch auf allen Briefwechsel mit dem dortigen Hofe Verzicht gethan, und ich wäre von dieser Seite frei, anderweitige Vorschläge anzuhören: aber es ist sehr schwer mir überwiegende Vortheile zu verschaffen, da ich die Luft mehr als Essen und Trinken schätze“³⁾. „Hier ist nunmehr meine Hütte aufgeschlagen, und nach dem Verlust des anbetenswürdigen Prinzen, der zum Heil seines Volkes von Gott erkohren war, ist fast alle Neigung für das Land, wo ich mich ganz im Unterricht der Jugend hatte aufopfern wollen, verschwunden“⁴⁾.

So ist es begreiflich, wenn die Versuche, die auch nach dem Tode des Kurfürsten fortgesetzt wurden, Winckelmann nach Sachsen zu ziehen, wenig Eindruck auf ihn machten; sie mögen mit dem Plane der Begründung einer Kunstakademie in Dresden, der damals Hagedorn eifrig beschäftigte, in Zusammenhang gestanden haben. „Man hat mich von weitem aushorchen wollen, ob ich Lust bezeuge, nach Sachsen

1) W. an Baron v. Riedesel 11. Januar 1764. Förster II, 241.

2) W. an Weiße 4. Januar 1764. Ebd. 238.

3) W. an Stosch 14. Januar 1764. Ebd. 243.

4) W. an Volkmann 10. Februar 1764. Ebd. 267 f.

zu gehen; aber da ich wenigen nützlich seyn kann, und die Vortheile nicht überwiegend seyn können, so habe ich mich für das Gegentheil erklärt. Der Prinz aber, welcher das ähnlichste Bild von dem gütigsten Wesen war, hätte alles über mich vermocht, und ich hätte ihm zu Liebe alles aufgeopfert⁽¹⁾. „Meine Absicht wäre gewesen, wenn mir die für mich bestimmte Stelle . . . wäre förmlich gewiß gemacht worden, meinem innern Beruf zu folgen, welcher auf den Unterricht junger Leute gehet, und dieses als ein wahres Opfer für das geliebte Land, ohne alle Absicht; denn hier, wo die Erziehung in der Pfaffen Hände ist, kann ich auf diesem sokratischen Wege nicht nützlich seyn. Dieses stellte ich dem Hrn. P. Rauch mehr als einmal vor, da es Zeit war, und es hat also nicht an mir ermangelt, ein guter Bürger von Sachsen zu werden. Jetzt aber sind auf beiden Seiten die Umstände geändert⁽²⁾. „Vom Dreßdener Hofe habe ich mich nunmehr völlig losgemacht; und da man förmlich anfragte, doch so, daß ich merken konnte, ich dürfte ein paar Personen ein Stein des Anstoßes sein, habe ich wissen lassen, daß der Hof nicht das mindeste Recht an mich habe, und keine Verbindlichkeit statt finde. Denn das wenige, was ich die ersten Jahre genossen, ist eine Freigebigkeit des Beichtvaters. Ich glaube also, meine Stelle sei bereits vergeben. Ich habe, ich weiß nicht wie, zu Sachsen eine Passion getragen, wie ich gegen den schönsten Menschen haben könnte. Ich hätte ohne Entgeld ein allgemeiner Lehrer der Jugend sein wollen, und dennoch hat es mir nicht gelingen wollen. Ich habe mir wenigstens nichts vorzuwerfen⁽³⁾).

Aber auch damals hatte er es noch nicht ganz aufgegeben, durch die Annahme einer festen Stellung in Sachsen seine Zukunft sicherer zu stellen, als sie allem Anschein nach in Rom war, wo der Tod seines mächtigen Freundes, des greisen Kardinals Alessandro Albani, alles in Frage stellen konnte. Zwar schrieb er an Berendis: „Es könnte also nicht leicht ein Glück in Sachsen überwiegender seyn [als in Rom], ohnerachtet der Hof noch beständig ein Absehen auf mich hat, und meine Freunde sind wirksam mich dahin zurück zu ziehen“; aber er fügt hinzu: „Ich habe es auch noch nicht verredet. Aber ich kann außer Rom nicht mit weniger als 1000 Thlr. leben“ —⁴⁾ und daß ihm ein für jene Zeiten so hoher

¹⁾ W. an Stosch 10. Februar 1764. Förster II, 269.

²⁾ W. an Hagedorn 18. Februar 1764. Ebd. III, 421 f.

³⁾ W. an Stosch 6. März 1764. Ebd. II, 275 f.

⁴⁾ 15. Mai 1764. Ebd. 287 f.

Gehalt in Dresden nicht werde geboten werden, konnte er sich wohl denken. Als um diese Zeit durch den Tod des Bibliothekars Friedrichs des Großen Gaultier de la Croze der Ruf nach Berlin in eine angesehene und hochbesoldete Stelle wahrscheinlicher wurde als bisher, schrieb er: „Wenn mir auch vom Könige [Friedrich] selbst ein Ruf käme, so glaubte ich, mich aus übriger Liebe gegen Sachsen zu bedanken. Der Herr von Hagedorn hat auf das ihm mitgetheilte Schreiben, wie ich schließen kann, in seinem letzten geantwortet, und, da man mir die Römischen Vortheile in Sachsen nicht ersetzen könne, diesen Punkt gänzlich bei Seite gesetzt. Ich verliere nichts, und der Vortheil wäre jenen gewesen. Denn vielleicht geht ein Jahrhundert vorbei, ehe es einem Deutschen gelingt, mir auf dem Wege, welchen ich ergriffen, nachzugehen, und welcher das Herz auf dem Flecke hat, wo es mir sitzt“⁽¹⁾. „Es ist noch nicht bestimmt, wo ich mich völlig niederlassen werde. Man denkt beständig in Dresden auf mich; und die Schwierigkeit ein Kapital zu meinem anständigen Unterhalte zu finden, ist die einzige, die den Ruf dahin verzögert. . . Wenn ich mit 600 Rthlr. nach Sachsen gehen wollte, ist mein Wille Ja und Amen; und ich habe nicht nöthig zu betteln“⁽²⁾.

Freilich war es sehr verführerisch, als ihm — wohl ohne Vorwissen des Königs — von Berlin aus mitgeteilt wurde, der König werde ihm ein Gehalt von 1500—2000 Tlr. aussetzen. Seine Abneigung gegen das Land seiner Geburt verkehrte sich plötzlich in das Gegenteil. „Ich empfinde jetzt zum erstenmale, wie mächtig die Liebe des Vaterlands ist, in welches ich mit den größten Ehren zurück gerufen werde. Der Hof zu Dresden, mit welchem ich misvergnügt zu seyn Ursach habe, würde erkennen, daß man sich eine Person entgehen lassen, die mit einer fanatischen Liebe gegen Sachsen beseelt war, und bereit gewesen seyn würde, sich dem gemeinem Besten, sogar durch Unterricht ihrer Jugend, aufzuopfern“⁽³⁾. „Es lässet sich jetzo zum erstenmale die Stimme der Liebe des Vaterlandes in mir hören, die mir vorher unbekannt war und sein konnte, da es mir außer dem Vaterlande wohl ergangen ist, sonderlich in Rom, wo ich völlig nach meinem eigenen Dünkel gelebet habe“⁽⁴⁾. Er erklärte sich dann auch zur Annahme der ihm in Berlin angebotenen

¹⁾ W. an Volkmann 16. Juli 1764. Förster II, 300.

²⁾ W. an Stosch 12. August 1764. Ebd. 305. 308.

³⁾ W. an Stosch 30. August 1765. Ebd. 398.

⁴⁾ W. an Stosch 4. September 1765. Ebd. 401.

Stelle bereit, verlangte jedoch ein Gehalt von 2000 Tlr. Aber der König bot ihm nur die Hälfte an; tief beleidigt, gab er nunmehr, zumal sich Aussichten auf eine wesentliche Verbesserung seiner römischen Stellung zu bieten schienen, seine Pläne einer dauernden Heimkehr nach Deutschland völlig auf, obwohl er eben damals mehreren in Rom weilenden deutschen Fürsten, namentlich dem Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau und dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, persönlich näher treten durfte.

Aber einmal wollte er doch noch sein Vaterland wiedersehen. Schon 1763 schreibt er: „Mein Wunsch bleibt allezeit, eine Reise nach Deutschland zu thun, wenn mein großes Werk [die Geschichte der Kunst] geendigt ist“¹⁾. Im Juli 1766 teilte er Stosch mit, er beabsichtige nächsten Winter nach Deutschland zu reisen. Jetzt war es freilich nicht mehr Sachsen, was ihn dorthin zog. „Meine Reise wird, ohne Dresden zu sehen, durch Sachsen eilfertig geschehen, und mein Aufenthalt wird in Dessau und in Berlin seyn“²⁾. Seine „Abneigung gegen Sachsen“ betont er auch jetzt³⁾; sie wurde gesteigert durch Mißhelligkeiten mit seinem alten Freunde und Verleger Walther in Dresden⁴⁾.

Endlich, im April 1768, war es Winckelmann möglich, die so lange geplante Reise nach Deutschland auszuführen. Am 6. April schrieb er an Stosch: „Ich gehe also den nächsten Sonntag, das ist, den 10ten dieses von hier, und zwar über Venedig, Verona, Augspurg, München, Wien, Prag, Dresden, Leipzig; und da ich mich an keinem dieser Orte über ein paar Tage aufzuhalten gedenke, und vielleicht Dresden gar nicht berühren werde, kann ich nach der Hälfte des Monats Mai in Dessau seyn“⁵⁾.

Die Reise verlief bekanntlich ganz anders, als er sie sich gedacht hatte. Schon in den Alpen packte Winckelmann eine krankhafte Sehnsucht nach dem Süden. Nur mit Mühe vermochte ihn sein Begleiter, der Bildhauer Cavaceppi, nicht umzukehren, sondern die Fahrt bis München und weiter bis Wien fortzusetzen. Dann hatte sich sein Heimweh nach Rom so gesteigert, daß er erkrankte. Trotz allen Ehrungen, die ihm überall zu teil wurden, brach er Ende Mai seine Reise

¹⁾ W. an Baron v. Riedesel 12. Oktober 1763. Förster II, 208.

²⁾ 25. Juli 1766. Ebd. III, 52.

³⁾ W. an Stosch 15. November 1766. Ebd. 97.

⁴⁾ W. an Stosch 24. Januar, 25. Juli, 9. September 1767. Ebd. III, 114. 209, 236 f.

⁵⁾ Förster III, 330.

jäh ab und eilte südwärts. In Triest erreichte ihn sein Schicksal; am 8. Juni verblutete er unter dem Dolche eines feigen Mörders. Sein einst so geliebtes Sachsenland hat er nicht wiedersehen sollen.

Und doch hat es für sein Leben und Schaffen eine hohe Bedeutung gehabt. Herder kennzeichnet die Jugendzeit Winckelmanns mit den treffenden Worten: „Die ersten Lebensjahre Winckelmanns sind wie der Strom, der aus einer unscheinbaren, verborgnen Quelle lange unter der Erde oder in engen Thälern fließet, sich windet, hie und da durchbrechen will, aber noch an unrechter Stelle, damit aber immer seine strebende Kraft, seinen innern Reichthum mehret und endlich hervorgeht, um mit Pracht und Fülle, aber kurz, und nur wenige Stadien in seinem Laufe, das Meer zu füllen.“ In dieser Jugendzeit aber war Sachsen „das Land seiner Wiedergeburt“, wie es Justi einmal nennt, und ohne die Jahre, die er dort verlebte, würde sein Name vielleicht nie die Ehrenstelle in der deutschen Wissenschaft errungen haben, die ihm noch heute gebührt und stets verbleiben wird.